

Tiefenentspannt



(Bild: bluesmax.ch)

Er sei ja «stei alt und stei riich» kokettiert Blues Max alias Max Werner Widmer, weshalb er fortan alle Erwartungen gelassen unterlaufen könne.

Den Erwartungen also Ansprüche der drei Mitmusiker müsse er ja schon gerecht werden. Und bei sinkendem Budget bei zeitgleich wachsender Bandgrösse sei dies vorerst Herausforderung genug. Sein Loop-Gerät verkauft er als Sparmassnahme eines Gitarristen – um dann später am Abend anzukündigen, die nächste Produktion der jetzigen Combo werde mit dem bereits aus «Finderlohn» bekannten Gitarristen Richard Köchli ergänzt – und spielt vor, wie es die Elektronik ermöglicht, gleichzeitig Background und Solo aus einer Hand erklingen zu lassen. Wobei er zweiteres auch gut bleiben lassen könne, weil: «Was im verborgene bliibt, isch dänn no lang nöd nüt, öppis isch immer.» Weil er sich immer mit Profis umgibt, diesmal mit Mike Hasler (bass/keys), Brois Steiner (Schlagwerk) und Daniel Schneider (Bläser), ergo ein Halbtön daneben zu spielen überhaupt nicht drinliegt, hat er sich auf Erfinden von bildhaften Regieanweisungen einer Motivation oder Energie des jeweiligen Spiels erdacht: Wie ein Schulabwart nach einem harten Gartentag den Grüncanister auf die Strasse schiebt oder wie ein verhaltensauffälliger Real-schüler fünfzig Mal an die Wandtafel

schreiben muss, «die Hausordnung gilt auch für mich Severin Strässle». Nun, Bossa Nova, Swing, Boogie und Country wären auch mögliche Orientierungshilfen für die Variation im Spiel seines weit gefassten Bluesbegriffs, der neuerdings auch noch mit Campingjazz ergänzt wird. Aber für einen Clown, der vorgibt, überhaupt nicht lustig zu sein, respektive es nicht mehr partout sein zu wollen, ist die nächstgelegene Pointe auch zu banal, weshalb ausgesprochen verbale Reisefreudigkeit erst mal grosse Umwege miteinbezieht, um es dann wieder am Ausgangspunkt angelangt genauso krachen zu lassen. Die Figuren in seinen Texten strotzen alle vor dieser anfänglich gepriesenen Urkraft im Verborgenen: Der Patient steckt seinen Therapeuten mit seiner Weltsicht an, in drei ungemein überraschenden Lesarten zelebriert er das Hohelied auf die Monarchie und reimt Allerweltsweisheiten mit Wortfindungslücken zu beglückenden Anleitungen zum Erkennen von Gründen, beispielsweise für eine Zufriedenheit. «öppis isch immer» wirkt ein wenig wie die mannigfaltige Beweisführung dafür, dass niemand sich für das wönnigliche Erleben eines Chäferfäschts überhaupt aus dem Liegestuhl hinausbequemen müssen soll. Das ist das praktische am Musik machen. Denn das «cha me guet alei, ganz alei dihei, wennd als Individualist aber immer nur de eini bischt, isch das uf'd längi scho chli trisch». Darum tritt er auf. *froh. «öppis isch immer», 24.1., Weisser Wind, Zürich. Nächstmals: 25.4., Casinotheater, Winterthur.*

Konfliktscheu

Die Lochers haben sich hinter einer Vollkaskoneutralität abgeschirmt, bis sie eine offenherzige Kreuzfahrtbekanntschaft aus der Deckung holt.

Die von Steven Moffat erdachte Paarkonstellation ist unschlagbar, sofern das Ziel eines sogenannt bequemen Lebens darin bestünde, es in konstant abwartender Befürchtung passiv an sich vorüberziehen zu lassen. Peter (Alexandre Pelichet) gaukelt eine permanente Überbeschäftigung vor, die es ihm erlaubt, überhaupt nicht zuzuhören und darauf zu vertrauen, dass sich aufscheinende Probleme schon irgendwie von selbst wieder auflösen werden. Alle. Debbie (Tonia Maria Zindel) findet angeblich Erfüllung in der fatalen Kombination einer glückhaften Übervorsicht mit vorauseilendem Erledigungsdrang. Also angeblich, denn im Ernstfall schiebt sie Peter die Verantwortung zu und harrt der Dinge, die da nicht geschehen. Kein Wunder sind ihre pubertierenden Kinder Alex (Rafael Luca Oliveira) und Rosa (Gina Markowitsch) einigermassen verhaltensauffällig. Alex schert sich um Nix einen Deut und Rosa schimpft mangels empfundener Wertschätzung alle anderen als egozentrisch. Beide laufen bei ihren Eltern damit auf, was aus deren Perspektive indes folgenlos bliebe, sofern die Welt sich auf ein Reiheneinfah-

milienhaus reduzieren liesse. Die Außenwelt stürmt in «Mordsfreundin» als personifizierter Wirbelwind mit US-amerikanischen Attributen der aufsässig zugeneigten Neugier, einem Händchen für pragmatische Lösungen und der Offenheit, freudig in jedes Fettnäpfchen separat zu treten. Allerdings steht im Internet über diese exaltiert divenhaft auftretende Elsa Jean Krakowski (Wanda Wylo-wa) auch, sie habe mehrere ihrer Gatten, ihre Geschwister und wer weiß, wen sonst noch auf bislang unbekannte Weise um die Ecke gebracht. Zur Sprache kommt das bei den Lochers allerdings nur in der Theorie, genauso wie ihr ewiges Lavieren sie davon abhält, rechtzeitig darin zu insistieren, den angekündigten Besuch doch bitte bleiben zu lassen. Selbstredend kommt sie Tage zu früh und bleibt Tage zu lang. Aber in Windeseile verwandeln sich die Teenager in selbstständige, selbstbewusste Personen mit eigener Meinung, Wünschen und Gestaltungswillen. Sogar den hartnäckigen namenlosen Nachbarn (Peter Hottinger) weiss sie für ihre Sicht der Dinge zu gewinnen, dass es ihm erscheint, es wäre seine Idee gewesen, und den nur so mittelprächtig cleveren Polizisten (Kamil Krejci) packt sie an dessen Verfressenheit. Peter und Debbie schauen diesem Treiben stumm und mit offenen Mündern verwundert zu und schaffen mit ihrer Verdrücktheit immer neue Fallhöhen für die wunderlichsten Niederungen alias Pointen. *froh. «Mordsfreundin», bis 1.3., Bernhard Theater, Zürich.*



(Bild: Toni Suter)